



GYMNASIUM

Stift Kremsmünster

2017



www.stift-kremsmuenster.at/gym

160.
Jahresbericht

Macht der Worte, Zauber der Schrift

Ökumenische Gedanken zur Faszination der Bibel

Dr. Gerold Lehner

Dieser Text geht zurück auf Vorträge des evangelischen Superintendenten für Oberösterreich, die er für die Veranstaltungsreihen „Mehrwert Glaube“ und „Treffpunkt Benedikt“ hielt. Dr. Gerold Lehner ist seit 2016 auch Präsident der Österreichischen Bibelgesellschaft. In seinen Ausführungen zeigt er die Wertschätzung gegenüber den Benediktinern von Kremsmünster und erweist sich als Kenner des Codex Millenarius. Der lutherische Theologe und Kirchenmann legt damit – 500 Jahre nach dem Reformationsbeginn – ein beredtes Zeugnis der Verbundenheit zwischen den Konfessionen. Seine Überlegungen spannen sich von Erfahrungen mit alten Texten bis hin zu einer scharfen Analyse, wie das Evangelium heute um seine Kraft gebracht wird.

Den Ursprüngen des christlichen Glaubens kommt man in Kremsmünster sehr nahe. Während der zweiten Welle der Christianisierung, nachdem die erste in den Turbulenzen der Völkerwanderung untergegangen ist, hat unsere gemeinsame Geschichte hier begonnen. Jene Geschichte, von der wir auch zehren. Ich erstatte also so etwas wie Tribut und zolle meinen Respekt und meine Dankbarkeit jenen, die vor mehr als 1200 Jahren begonnen haben, hier zu leben und ihrem Glauben Gestalt zu geben; eine Gestalt, die ausgestrahlt hat, die nicht ohne Wirkung und nicht ohne Frucht geblieben ist. Insofern gilt mein Dank auch jenen, die diesen Glauben bis heute in dieser Form und an diesem Ort und in ihrer spezifischen Lebensform bewahrt haben, nämlich den Mönchen von Kremsmünster.

1. Die Macht der Schrift

Der technologische Fortschritt hat auch die Phantasie des Menschen beflügelt und dazu angespornt, das Undenkbare zu denken. Im Jahr 1895 veröffentlicht Herbert George Wells seinen Roman *The Time Machine*. In ihm gelingt mittels einer Zeitmaschine der Sprung in die Zukunft – allerdings einer für den Menschen ernüchternden Zukunft, an deren Ende die Auslöschung menschlichen Lebens steht. Seit damals ist dieses Motiv der Zeitreisen oftmals aufgenommen worden. Zwar ist die Dimension der Zukunft jene, die am meisten Faszination auslöst und der man sich deshalb bevorzugt widmet, aber es gibt auch Zeitreisen in die Vergangenheit. In den 1990er Jahren etwa erscheint der Roman *Timeline* von Michael Crichton, in dem es um eine Reise in das Mittelalter geht, und 1998 *Das Jesus Video* von Andreas Eschbach, dessen Reise in die Zeit Jesu zurückführt.

In der modernen Physik gibt es die Meinung, dass Zeitreisen theoretisch möglich sein könnten. Begründbar sei diese höchst theoretische Möglichkeit mit Einsteins Relativitätstheorie. Allerdings hat Stephen Hawking nach eingehender Erörterung dieser Fragen den Schluss gezogen, dass die Möglichkeit einer Zeitreise in Form einer Zeitmaschine eine theoretische bleiben wird: „Die Gesetze der Physik wirken so zusammen, dass Zeitreisen makroskopischer Objekte in die Vergangenheit verhindert werden.“¹ Wie dem auch sei, diese utopische

¹ Stephen Hawking, *Das Universum in der Nußschale*. Hamburg: Hoffman und Campe 2001, 160. Er spricht von einer „Chronologieschutzvermutung“.

Möglichkeit übt große Faszination aus, – sie verstellt aber zugleich den Blick darauf, dass Zeitreisen in einem bestimmten Sinne seit langer Zeit selbstverständlicher und grundlegender Bestandteil unserer Kultur sind.

Dazu möchte ich ein einfaches Beispiel erzählen. Der Vater meiner Mutter ist im Zweiten Weltkrieg auf dem Russlandfeldzug umgekommen und verschollen. Meine Mutter hat erst spät, als junge Frau, von ihrem wirklichen Vater erfahren. Da die ganze Angelegenheit heikel war, wurde nicht darüber geredet. Erst nach dem Tod ihrer Mutter sind im Nachlass Briefe ihres Vaters aufgetaucht. Und mit einem Mal hatte sie physisch-materielle Zeugnisse ihres Vaters in der Hand. Nicht nur das: sie konnte Worte lesen, die er geschrieben hatte. Und diese Worte nahmen sie mit auf die Reise zu einem Menschen, den sie nie gekannt hatte, in eine weit entfernte Zeit, die nicht die ihre gewesen war. Tränen sind geflossen, weil mit einem Male eine Verbindung da war, eine Stimme über den Tod hinaus, eine Stimme die über das jahrzehntelange Schweigen hinweg vernehmbar wurde. Was meine Mutter erfahren hat, war: die Macht der Worte und den Zauber der Schrift.

Wir haben es also in den Phänomenen von Schrift und Wort mit etwas erstaunlich Bedeutungsvollem zu tun. Wir sind zwar von klein auf mit diesen Kulturtechniken vertraut, aber das heißt nicht, dass wir tatsächlich begreifen, womit wir so selbstverständlich umgehen. Hören wir den Philosophen Hans-Georg Gadamer:

Es gibt nichts so Fremdes und zugleich Verständnisforderndes wie Schrift. Nicht einmal die Begegnung mit Menschen fremder Zunge kann mit dieser Fremdheit und Befremdung verglichen werden, da die Sprache der Gebärde und des Tones immer schon ein Moment von unmittelbarer Verständlichkeit enthält. Schrift und was an ihr teil hat, die Literatur, ist die ins Fremdeste entäußerte Verständlichkeit des Geistes. Nichts ist so sehr reine Geistesspur wie Schrift, nichts aber auch so auf den verstehenden Geist angewiesen wie sie. In ihrer Entzifferung und ihrer Deutung geschieht ein Wunder: die Verwandlung von etwas Fremdem und Totem in schlechthinniges Zugleichsein und Vertrautsein. Keine sonstige Überlieferung, die aus der Vergangenheit auf uns kommt, ist dem gleich. Die Überreste vergangenen Lebens, Reste von Bauten, Werkzeuge, der Inhalt der Gräber sind verwittert durch die Stürme der Zeit, die über sie hinweggebraust sind – schriftliche Überlieferung dagegen, so wie sie entziffert und gelesen ist, ist so sehr reiner Geist, daß sie vergegenwärtigt zu uns spricht. Daher ist die Fähigkeit des Lesens, sich auf Schriftliches zu verstehen, wie eine geheime Kunst, ja wie ein Zauber, der uns löst und bindet. In ihm scheint Raum und Zeit aufgehoben. Wer schriftlich Überliefertes zu lesen weiß, bezeugt und vollbringt die reine Gegenwart der Vergangenheit.²

Und im Band *SchriftRäume* heißt es im Vorwort: „Schrift hat viele Dimensionen. Sie ist nicht nur aufgezeichnete Sprache und Träger von Information. Sie ist auch Spur von Bewegungen und Ergebnis von Handlungen. Als Zeichen, Figur und Linie bezeugt sie, was geschehen ist, und beeinflusst, was geschieht und geschehen wird.“³

2 Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr Siebeck 41975, 156.

3 Christian Kiening, Martin Stercken (Hrsg.), *SchriftRäume*. Dimensionen von Schrift zwischen Mittelalter und Moderne. Zürich: Chronos 2008, 5.

2. Der Zauber der Schrift

Bevor wir weitergehen, möchte ich zumindest einige anders gelagerte Beispiele für den Zauber der Schrift vermitteln und begeben mich dafür in andere Kulturkreise.



Die chinesische Kultur ist eine, die auf eine lange Tradition der Schrift zurückblickt und deren Schriftsystem höchstentwickelt und unglaublich komplex ist. Zugleich hat sich dort auch die Tradition der Kalligraphie, des schönen Schreibens, zu einer hohen Kunst entwickelt. Diese Kalligraphie hat im Zen-Buddhismus auch eine religiöse Dimension bekommen⁴. Aus der Konzentration und Meditation heraus wird dort geschrieben. Aber es handelt sich dabei nicht um das Abschreiben eines Textes, sondern um die ausdrucksstarke Umsetzung eines bzw. weniger Zeichen. Man braucht die Schrift nicht lesen können und auch nicht verstehen, um dennoch den ästhetischen Reiz dieser Kalligraphie zu empfinden. Die hier wiedergegebenen (japanischen) Kalligraphien stammen von dem Zen-Meister Taisen Deshimaru.

Noch ein anderes Beispiel möchte ich bringen, das aus dem arabischen Kulturkreis stammt. Auch in ihr hat die Schrift eine hohe Bedeutung, wenn auch die Kultur selbst viel jünger ist als die chinesische. Die arabische Kultur ist vom Islam bestimmt und vom Bilderverbot geprägt. Dadurch konzentriert sich die Kreativität im ornamentalen Bereich, und diese Konzentration prägt auch die Gestaltung der Schrift. Die Kalligraphie hat sich hier zu einer bedeutenden Kunstform entwickelt⁵.

Ich besitze ein arabisches Manuskript, das mich zutiefst fasziniert, obschon ich keine Ahnung habe, wovon in ihm gehandelt wird. Aber wer eine solche Seite betrachtet, vermag meine Faszination vermutlich zu teilen⁶. Eine Faszination, bestimmt von der Schönheit der

⁴ Die folgenden Beispiele habe ich dem Buch entnommen: Michael Bovay, Laurent Kaltenbach, Evelyn de Smedt, *Zen. Praxis und Lehre, Geschichte und Perspektiven*. München: Kösel 1996. Zur chinesischen Kalligraphie vgl. auch: Chiang Yee, *Chinese Calligraphy. An Introduction to its Aesthetic and Technique*. Confucius Publishing, Third Edition, o.O. und o.J.

⁵ Vgl. dazu Alexandre Papadopoulos, *Islamische Kunst*. Freiburg et al: Herder 1977, 171ff.

⁶ Dass diese Faszination vielfach und kulturübergreifend empfunden wurde, unterstreicht Alexandre Papadopoulos, *Islamische Kunst*. Freiburg et al: Herder 1977, 171f: „Tatsächlich besitzt die arabische Kalligraphie ästhetische Eigenschaften, die unabhängig vom Sinn sind, so daß man sie aus rein dekorativen Gründen in byzantinischen Kunstwerken, bei den italienischen Primitiven bis zu den mittelalterlichen französischen Kirchenfassaden, wie zum Beispiel in Puy, angewandt findet; in diesen Fällen sind die arabischen Buchstaben im allgemeinen verderbt, und das gerade beweist das Gefühl der Künstler für die Formenschönheit der arabischen Kalligraphie.“

Schrift, dem ihr eigenen Rhythmus, ihrer komplexen Struktur, ihrem Erscheinungsbild im Ganzen. Dazu kommt die Art und Weise der Seitengestaltung: die Marginalien und Glossen, die manchmal schräg versetzt sind und einen Textkörper erschaffen, der dicht ist, komplex und schön.

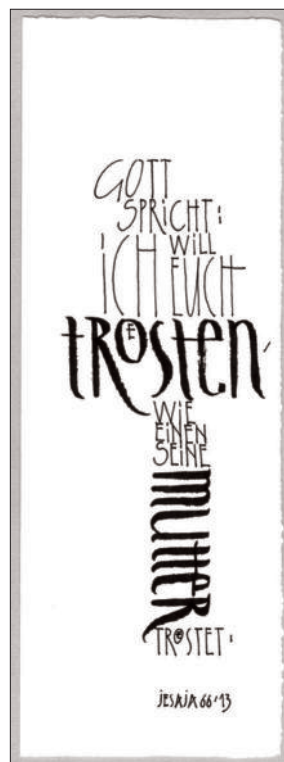


Ich zeige eine Schrift, die ich weder schreiben noch lesen kann, weil wir uns damit einer Erfahrung nähern können, welche die Bewohner der germanischen, fränkischen, sächsischen, bayerischen Königreiche gemacht haben, als sie den iroschottischen Mönchen begegneten, die einen fremden Gott verkündigten und ein wertvolles Buch mit geheimnisvollen Zeichen, geheimnisvoller Schrift mit sich trugen. Dieses Buch nannten sie die „Heilige Schrift“, das „Buch des Lebens“. Allein das Erscheinungsbild einer solchen aufgeschlagenen Seite der Bibel muss auf die Menschen ehrfurchtgebietend gewirkt haben. Und zwar umso mehr, als die Kunst zu schreiben nur wenige beherrschten, ja es in der eigenen Kultur möglicherweise nur ein rudimentäres Schriftsystem gab. Von daher konnte diesem Buch und seinen Seiten, seiner Schrift, etwas „Numinoses“ und Ehrfurchtgebietendes anhaften.

Wie die Schrift auch in unseren Tagen zu etwas Besonderem werden kann, einen „Mehrwert“ zur Informationsvermittlung erhält, kann ich ihnen anhand eines Blattes zeigen, das ich geschenkt bekommen habe. Der oö. Graphiker Günter Matern hat die Jahreslosung des Jahres 2016 durch Kalligraphie gestaltet. Er hat nur die Schrift benutzt, um dem Wort zusätzliche Bedeutung zu verleihen. Für mich ist das Ergebnis bei weitem eindrücklicher als die vielen Versuche, ein biblisches Wort mit einem Landschaftsbild o.ä. zu „behübschen“.

Was ich an diesem Beispiel als besonders geglückt empfinde, ist das Zusammenspiel von Wort und Schrift, von Bedeutung und Gestaltung, von der Macht des Wortes, das sich im Zauber der Schrift noch einmal anders zu erkennen gibt und durch ihn spricht.

Wir gehen meist darüber hinweg, aber durch Zeichen auf Papier werden wir zu Zeitreisenden. Was die Physik nicht kann, das vermag die Schrift. Wir können Menschen einer anderen Zeit begegnen. Uns erschließen sich neue Welten, der Horizont wird weit, wir werden ergriffen und berührt. Das macht den Zauber der Schrift und die Macht der Worte aus. Und noch größer wird die Faszination, wenn diese Zeichen uns auf die Spur dessen setzen, der hinter allem Sichtbaren steht.



3. Macht und Zauber des *Codex Millenarius*

Ich hatte das Privileg, vor meinen Vorträgen im Stift Kremsmünster eine halbe Stunde mit dem *Codex Millenarius* zu verbringen. Ich liebe und kenne ihn schon lange, er steht als Faksimile in meinem Bücherregal. Aber es ist etwas anderes, ob man einen lieben Menschen auf einem Foto sieht oder ihm leibhaftig gegenübersteht. So ist es mir mit dem *Codex Millenarius* ergangen.

Bei der Tausendjahrfeier des Klosters Kremsmünster 1777 war auch der päpstliche Nuntius Giuseppe Garampi anwesend und er soll beim Anblick des Codex ausgerufen haben: „Codex vere Millenarius“, „dieser Codex ist wahrlich ein tausendjähriger“. Von daher, so sagt es die Überlieferung, hat das Buch seinen Namen: *Codex Millenarius*⁷. Zuvor wurde der Codex

⁷ Ich beziehe mich hier auf folgende Literatur: *Codex Millenarius. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Cremifarnensis CIM 1 des Benediktinerstiftes Kremsmünster*. Kommentar: Willibrord Neumüller O.S.B. und Kurt Holter, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1974. Eine Faksimile-Ausgabe der Doppelseiten, welche die Porträts der Evangelisten und ihrer Symboltiere beinhaltet hat die Akademische Druck- und Verlagsanstalt im Jahr 1977 herausgebracht (*Markus und der Löwe. Die Evangelisten und ihre Symbole im Codex Millenarius*. Mit einer Einführung von Willibrord Neumüller und Kurt Holter, Graz 1977). Die grundlegende Monographie stellt immer noch dar: Neumüller – Holter, *Der Codex Millenarius*. I. Teil: Der Codex Millenarius als Denkmal einer bayrisch-österreichischen Vulgata-Rezension von Willibrord Neumüller. II. Teil: Der Codex Millenarius im Rahmen der Mondseer und Salzburger Buchmalerei von Kurt Holter. Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, herausgegeben vom oö Landesarchiv Bd. 6, Linz 1959, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlau. Dazu kommen: Willibrord Neumüller und Kurt Holter, *Die Mittelalterlichen Bibliotheksverzeichnisse des Stiftes Kremsmünster*. Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich Bd. 2, Linz: Verlag des Amtes der oö Landesregierung 1950; sowie: Hauke Fill, *Katalog der Handschriften des Benediktinerstiftes Kremsmünster*. Teil 1: Von den Anfängen bis in die Zeit des Abtes Friedrich von Aich (ca. 800-1325), 2 Bände: Katalogband und Registerband, Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters Reihe II, Bd. 3, Teil 1, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1984.

schlicht als „Plenarium“ (vom Lateinischen „plenus“, „voll“, im Sinne von vollständig, vollzählig) bezeichnet, dem Fachausdruck für einen Codex, der den vollständigen Text der Evangelien enthielt.

Bemerkenswert ist, dass der Codex Millenarius nicht einfach zu einem Museumsstück geworden ist, sondern dass er (wie auch der berühmte Tassilokelch und die Tassilo-Leuchter) regelmäßige Verwendung findet an jenem Ort, für den er ursprünglich gedacht war: im Gottesdienst. Das Bewusstsein für die Bedeutung des Codex Millenarius ist immer noch vorhanden. So schrieb der ehemalige Abt Ignatius Schachermair: „Wenn auch die moderne Geschichts- und Kunstwissenschaft manche uns lieb gewordene Überlieferung korrigiert, eines soll gleich bleiben: Die Ehrfurcht und Liebe unseres Klosters zu Gottes Offenbarung, aus der wir leben! Unser Codex Millenarius, der so lange hier bewahrte Zeuge dieser Offenbarung, möge Symbol und Ausdruck unserer Hoffnung für die Zukunft sein!“

Dieses Evangelienbuch bildet also eine lebendige Klammer zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Der Codex Millenarius ist ohne Zweifel so etwas wie ein Identitätsstifter und zusammen mit dem Tassilokelch etwas Besonderes. Es gibt Dinge, die dieses Kloster und alle, die hier leben, materiell, physisch und geistig verbinden mit der Zeit der Gründung vor 1200 Jahren – ein faszinierender Gedanke. Und es ist auch faszinierend, dass beide, sowohl der eucharistische Kelch als auch das Evangeliar, immer wieder dafür benutzt werden, wofür sie geschaffen wurden, nämlich die Feier der Liturgie.

Der Codex hat etwa die Abmessungen eines heutigen A4-Blattes. Seine Blätter sind ziemlich genau so hoch, aber ca. einen halben Zentimeter schmaler als diese Normgröße. Wer den Codex allerdings heute aufschlägt, der wird enttäuscht sein bzw. sich wundern. Denn die erste Seite, auf die er trifft, ähnelt eher einem alten (und etwas naiven, auf jeden Fall wenig gelungenen) Eintrag in ein „Stammbuch“ als dem Beginn eines alten Codex. Weder ist die Schrift schön noch sind es die Verzierungen bzw. die versuchten Illustrationen am linken Rand des Blattes. Tatsächlich gehören die ersten 16 Blatt (32 Seiten) auch nicht zum ursprünglichen Codex. Schon das Beschreibmaterial unterscheidet sie: Die Blätter sind Papierblätter, kein Pergament. Sie wurden dem Codex vor- und beigegeben, weil die ursprünglichen Pergamentblätter massiv beschädigt wurden oder verloren gegangen sind. Gleichwohl versuchen sie nur das zu ersetzen, was ursprünglich zu einem solchen Codex gehörte:

- Den Prolog zu den vier Evangelien (1r-3v)
- Den Brief des Hieronymus an Papst Damasus (3v-6r)
- Argumentum secundum Matthaeum (6r-6v)
- Elencus secundum Matthaeum (6v-9v)
- Kanontafeln (10r-16v)

Haben wir beim Blättern das Ende dieser vorgegebenen Papierblätter erreicht, dann tauchen wir ein in die Welt des Codex Millenarius und sind mit einer weiteren Auffälligkeit konfrontiert: Denn auf Folio 17r begegnet uns nun keineswegs der Beginn des Matthäusevangeliums, sondern ein einspaltiger, die ganze Breite des Blattes ausfüllender Text, der in einer „Urkunden-Minuskel“ geschrieben ist und der sich am Ende, weil mit einem unterschriftlichen Zeichen versehen, als Abschrift eines alten Dokumentes entpuppt.

Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das uns im Codex Millenarius noch an mehreren Stellen begegnet: Jeweils auf einer Seite, die von dem ursprünglichen Schreiber

der Evangelientexte frei gelassen worden war (dreimal vor dem Bild des Evangelisten und einmal nach dem Bild des Evangelisten und vor dem eigentlichen Textbeginn des Johannes-evangeliums: 17r, 109r, 173v-174r, 277v) sind „fremde“ Texte in den Codex eingeschrieben worden. Diese Eintragungen erfolgten im 12. Jahrhundert und betreffen für das Kloster wichtige Rechtstexte⁸. Die Frage ist: Wie und warum gelangen solche Texte in ein Evangelienbuch? Für unser Empfinden ist ein solches Vorgehen unverständlich. Aber das hat seinen Grund darin, dass wir einige Voraussetzungen nicht mehr mit der damaligen Zeit teilen.

Vielleicht kann ein kleiner Umweg weiterhelfen. In vielen Bibeln des 16. – 18. Jahrhunderts finden sich Einträge der Besitzer, welche auf den unbedruckten Vorsatzblättern der Heiligen Schrift Eintragungen zur Familiengeschichte vornahmen: Wem die Bibel gehörte, wann die Eheschließung erfolgte, die Geburt der Kinder, der Tod von Familienmitgliedern. Zwar hatten diese Eintragungen keinen urkundlichen Wert, aber sehr wohl einen dokumentarischen und familiären. Und welches Buch würde sich besser dafür eignen, Aufzeichnungen über die Familie, die es besitzt, aufzunehmen, als jenes Buch, das in bestimmter Weise einen religiösen und geistigen Mittelpunkt des Familienlebens bildete? Denn diese Bibeln waren ganz sicherlich keine simplen Gebrauchsbücher (obschon sie häufig gelesen wurden), die dann im Regal verschwanden. Sie wurden weitergegeben, im Idealfall von Generation zu Generation – bis die Bibel irgendwann aufhörte diesen besonderen Mittelpunkt zu bilden. Dann war sie nur noch irgendein altes Buch, und schließlich nur mehr ein Objekt mit einem gewissen finanziellen Wert, mit dem man durch Verkauf Gewinn erzielen konnte.

Wenn man diese Praxis bedenkt, dann kann man beginnen zu ermessen, was ein Buch wie der Codex Millenarius für ein Kloster bedeutete: es war ein zentrales Stück Identität. Nicht nur durch den Text der Evangelien, diese Dimension steht außer Frage. Sondern auch dadurch, dass dieser Codex durch seinen hohen materiellen und ideellen Wert ein wesentliches Stück des Klosters und der Klostergemeinschaft repräsentierte. Durch den Eintrag der zentralen Stiftungstexte in diesen Codex wurden die Identitäten der Klostergemeinschaft – die spirituelle Identität in der Nachfolge des Evangeliums und die materielle Identität in der Existenz als konkrete Klostergemeinschaft – an dem Ort Kremsmünster zu einer Einheit verschmolzen.

Was uns also merkwürdig anmutet, war es für die Klostergemeinschaft im 12. Jahrhundert keineswegs. Wobei wir nicht übersehen dürfen, dass die Einträge aus späterer Zeit stammen. D.h. der Vorgang, den wir skizziert haben, hat sich in der Geschichte des Klosters entwickelt.

Der Codex unter der Lupe

Das für meine Begriffe auffälligste Element des Codex Millenarius ist seine Schrift. Jede Seite besteht aus 23 Zeilen, die in zwei Spalten angeordnet sind. Die Schriftkomposition ist sehr großzügig und klar angelegt. Pro Zeile und Spalte kann man etwa 12 Buchstaben veranschlagen. Die Schrift besteht aus einer sehr klaren und deutlichen Unziale, d.h. einer Schrift, die nur aus Großbuchstaben besteht, vergleichbar unserer Blockschrift. Anders als bei Handschriften sonst üblich, wird mit dem Platz großzügig umgegangen. Es geht nicht darum, möglichst viele Buchstaben in eine Zeile zu bekommen, sondern oberstes Prinzip scheint die leichte Lesbarkeit gewesen zu sein, was sich auch in der strukturellen Komposition der Textseite niederschlägt.

⁸ Es handelt sich um eine Abschrift des Diploms König Arnulfs vom 22. Oktober 893, eine ebensolche vom 4. Jänner 888; ein Bestätigungsdiplom Karls des Großen vom 3. Jänner 791, und die Abschrift eines Diploms des Würzburger Bischofs Embrichio aus dem Jahre 1140.

Mit dem Codex Millenarius bewegen wir uns ungefähr im Jahr 800, in der Zeit der Gründung des Klosters. Es sind völlig andere Bedingungen, unter denen man damals etwas schafft und aufbaut. In dieser Zeit entstand der Codex Millenarius (CM), und einiges spricht für seine Entstehung im Kloster Mondsee (gegründet 748).

Eine interessante Korrelation ergibt sich darin, dass das erste Fragment einer Bibelübersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche, ungefähr aus derselben Zeit (ca. 30 Jahre später) aus Mondsee stammt. Das ist für einen evangelischen Christen durchaus bewegend. Bezeugt diese Korrelation von Abschrift und Übersetzung doch das Bemühen um die Heilige Schrift insgesamt und um ihr Verständnis in der Landessprache im Besonderen.

Aber zurück zur Schrift. Inspiriert vom CM habe ich selber begonnen ein Evangelium abzuschreiben und dadurch ist die Hochachtung vor diesem Schreiber exponentiell gewachsen. Ich bemühe mich auch, aber was ich mit meiner Schrift „zusammenbringe“, ist vom Ergebnis her lieb und nett, und jeder kann sehen, dass hier jemand unbeholfen, aber mit Liebe am Werk war. Beim CM ist die Schrift hingegen technisch dermaßen perfekt ausgeführt, dass sie gestochen scharf ist. Wie das Schreibgerät gehandhabt wird, ist unglaublich. Und die Schrift ist schön. Sie ist vollkommen nicht in einem kalten Sinn, sondern sie zeigt eine lebendige, ästhetische und disziplinierte (und doch nicht uniforme) Stärke des Ausdrucks, die Bewunderung abnötigt. Der Schreiber muss fast meditierend gesessen sein, in diesen Text versenkt, um diese Worte der Schrift, Buchstabe für Buchstabe, so zu schreiben.

Das ist auch ein Zugang zur Bibel – die Bibel kann man hören, lesen, sich selber vorsprechen, man kann sie aber auch abschreiben. Das Abschreiben zwingt zu Temporeduktion, man geht tastend den einzelnen Worten in seinen Bestandteilen nach, wie sie aus den Buchstaben entstehen, und es ist spannend, was sich daraus ergibt. Manches, was man im Lesen überspringt, übersieht, was nur am Rande wahrgenommen und gleich wieder vergessen wird, das kommt hier zum Vorschein. Oft zum ersten Mal.

Wie der Schreiber handwerklich gearbeitet hat unter Bedingungen, die viel härter gewesen sind als wir sie heute überhaupt nur ahnen, ist ebenfalls der Erwähnung wert. Pergamente mussten abgeschabt werden, ein Linienspiegel gezogen, Tinte zusammengemischt und die Federn gerichtet werden. Welcher Text nun ist es, der diesen Aufwand rechtfertigt? Es sind die Evangelien, es ist die Geschichte von Jesus Christus. Für diese Urkunde des Glaubens verbindet sich die Macht der Worte und der Zauber der Schrift. Dieses Werk ist kein Museumsstück, sondern eines, das im Leben der Gemeinschaft eine zentrale Rolle spielt und zur Identität der Mönche und des Klosters beiträgt.

Gehen wir die Sache der Reihe nach durch und kreisen wir ein wenig über der Betrachtung des wunderschönen „Körpers“ des Codex Millenarius. Auffällig ist die Abfassung unseres Codex in der Unzial-Schrift. Und zwar insofern, als die Zeit eigentlich der Minuskel, d.h. der Kleinschrift gehört. Die karolingische Minuskel wird zur Standardschrift für Psalterien, Evangeliare und die Gesamtausgaben der Bibel⁹. Demgegenüber verschwindet die Unziale weitgehend. Natürlich nicht in dem Sinne, dass sie nicht weiter für Überschriften oder auch ganze Einleitungsseiten verwendet worden wäre, aber doch so, dass es ab dem 9. Jhdt. kaum mehr einen Text gibt, der durchgehend in ihr geschrieben worden wäre. Das bedeutet

⁹ Ein Blick in den großen Katalog von Anton von Euw, *Die St.Gallener Buchkunst vom 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts*, Bd. I: Textband, Bd.II: Tafelband. St.Gallen: Verlag am Klosterhof 2008, vermag das sehr deutlich zu zeigen.

in unserem Zusammenhang ganz sicher, dass der Schreiber noch einmal ganz bewusst an eine alte und ehrwürdige Tradition anknüpft und so den Textkörper der Evangelien von der Alltagsschrift abhebt.

Die Ausführung der Schrift ist sehr sorgfältig, ruhig und regelmäßig. Keinerlei Hast ist erkennbar, keine Nachlässigkeit. Gehen wir an dieser Stelle ein wenig ins Detail¹⁰. Im Gegensatz zur Minuskelschrift (= Kleinschrift) handelt es sich beim Codex Millenarius um eine Majuskelschrift (= Großbuchstabenschrift). Dabei lässt sich diese Majuskelschrift noch deutlich näher bestimmen. Der Codex ist in einer Schriftform geschrieben, die als Unzial-schrift¹¹ bezeichnet wird. Sie hat ihre hohe Zeit vom 4. bis zum 9. Jahrhundert und sie tritt mit der Umstellung des Beschreibmaterials vom Papyrus zum Pergament auf.

Ursprünglich ist die Unziale eine „Zweizeilenschrift“, d.h., sie passt genau zwischen zwei Zeilen und ragt nicht darüber hinaus. Im Lauf der Zeit wird sie zu einer „Vierzeilenschrift“, weil sie nach oben (mit dem D und L) und unten (A, F, P, Q) ausgreift. Diese Schrift breitet sich weit aus. Sie wird etwa durch die Mission Gregors des Großen in England heimisch. „Für ganze Handschriften war ihr Gebrauch auf Evangeliare und manche liturgische Bücher eingengt; sonst wurde sie, oft mit Capitalis gemischt, allgemein als Auszeichnungsschrift und für Versalien verwendet.“¹²

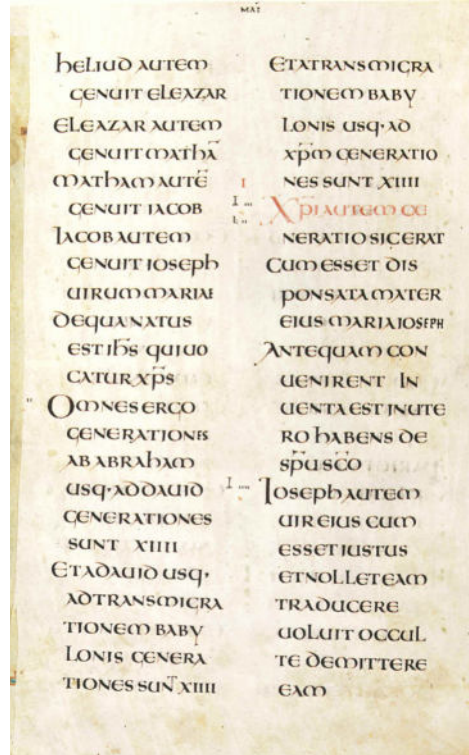
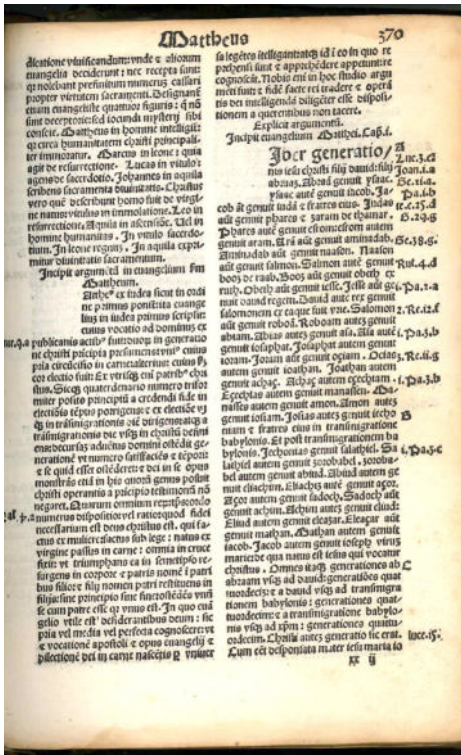
Besonders ist im Zusammenhang mit der Schrift auch die Komposition jeder Seite. Standard der Zeit war, die Buchstaben ohne Zwischenräume (um die einzelnen Wörter voneinander abzuheben) und in klarer Orientierung am Blocksatz zueinander zu fügen, so dass am Ende zwei feste, kompakt gefügte Spalten die Seite prägten. Um das anschaulich zu machen, gebe ich hier ein Beispiel aus späterer Zeit. Die Bibelausgabe im „Taschenformat“ stammt aus der Zeit des Buchdrucks und ist 1501 in Venedig gedruckt worden. Sie ahmt aber auch im Druck exakt die Struktur des „Blocksatzes“ nach. Da auf dieser Seite exakt unsere Passage wiedergegeben ist, kann man auch leicht nachvollziehen, wieviel schwieriger sich das Lesen dieses Abschnittes in dieser Ausgabe darstellt.

Der Schreiber des Codex Millenarius hat hier anders gearbeitet. Er verwendet innerhalb der einzelnen Spalten ein einfaches, aber effizientes System der Gliederung, welches das sinnhafte Lesen und Erfassen des Textes enorm erleichtert. Wie erreicht er das? Innerhalb jeder Spalte reserviert er den linken Rand in der Breite eines Buchstabens dafür, um den Beginn eines neuen Satzes, bzw. eines neuen Abschnittes anzuzeigen. Dazu kommt, dass er, um den Beginn eines neuen Sinnabschnittes anzuzeigen, zusätzlich die rote Farbe als Markierung verwendet.

¹⁰ Vgl. hierzu als Literatur: Bischof Bernhard, *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*, Berlin: Erich Schmidt, 4. durchg. u. erw. Aufl. 2009, 91-98; W. Milde, Art. *Unziale*, in: Lexikon des gesamten Buchwesens VII, 606-609; Degering Hermann, *Die Schrift. Atlas der Schriftformen des Abendlandes vom Altertum bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*. Berlin: Wasmuth 1929; Kapr Alfred, *Deutsche Schriftkunst. Versuch einer neuen historischen Darstellung*. Dresden: Verlag der Kunst, 2. Aufl. 1959; Mazal Otto, *Geschichte der Buchkultur 1: Griechisch-römische Antike, 267-291 (283-286)*, ders., *Geschichte der Buchkultur 3/1: Frühmittelalter*, 167-169.

¹¹ Der Begriff leitet sich her vom lateinischen „uncia“ und meint eine Längenmaßeinheit: die Unze = 1 ½ Fuß = 1 Zoll = 24,67mm hoch. Eine Unziale ist demnach ein zollhoher Buchstabe. Milde, LGBW VII, 606. „Ihren Namen hat die Schrift dadurch erhalten, daß Mabillon einen Ausdruck des Hieronymus, der auf die >zollgroßen< Buchstaben christlicher Luxushandschriften gemünzt war, auf die römische Majuskelschriften bezog.“ Bischoff, *Paläographie*, 96.

¹² Bernhard Bischof, *Paläographie*, 98.



Ich versuche dieses Vorgehen an einer Musterseite in deutscher Sprache nachzuahmen und verwende dafür die dritte Seite des Beginns des Matthäusevangeliums, das ist in unserem Codex fol.20r. Natürlich ist dieses Bild unvollkommen, und ich habe die deutsche Übersetzung auch etwas ans Lateinische angeglichen und bewusst holprig gemacht, weil sonst die Aufteilung der Buchstaben und Zeilen keine wirkliche Analogie zum Original ermöglicht. Aber in etwa sollte der Eindruck ähnlich sein:

Die Größe der Schrift, die Großzügigkeit der Textstruktur auf der jeweiligen Seite sowie die sinnvolle und leicht erfassbare Gliederung des Textes weisen eindeutig darauf hin, dass wir es hier mit einem Evangelienbuch zu tun haben, das nicht für die private Lektüre gedacht war, sondern für die Lesung der Evangelien im Gottesdienst. Angemerkt sei auch die Lesefreundlichkeit, die sich aus der Breite der Spalten ergibt. Das Auge braucht nicht die Zeile verfolgen, sondern hat sie unmittelbar als Ganzes vor Augen ohne sich zusätzlich anstrengen zu müssen.

Somit zeigt der Codex Millenarius nicht nur die Präsenz der Heiligen Schrift im Leben der Mönche, er zeigt auch, wie durch das Lesen der Evangelien die Beziehung zum Ursprung wach und lebendig gehalten wurde. In ihm verbindet sich der alltägliche und unspektakuläre Vollzug des Glaubens mit dem der kunstvollsten Ausführung würdigen Geheimnis, das sich in der Macht des Wortes und im Zauber der Schrift manifestiert.

ELIUD ABER
 ZEUGTE ELEASAR
 ELEASAR ABER
 ZEUGTE MATTAN
 MATTAN ABER
 ZEUGTE JAKOB
 JAKOB ABER
 ZEUGTE JOSEF
 DEN MANN MARIAS
 VON DER GEBOREN IST
 JESUS DER GE
 NANNT IST CHRISTUS
 ALLE NÄMLICH
 GENERATIONEN
 VON ABRAHAM
 BIS ZU DAVID
 GENERATIONEN
 SIND ES XIII
 VON DAVID BIS
 ZUR BABYLONI
 SCHEN GEFANGEN
 SCHAFT GENERA
 TIONEN SIND ES XIII

VON DER BABYLONI
 SCHEN GEFANGEN
 SCHAFT BIS ZU
 CHRISTUS GENER
 ATIONEN SIND ES XIII
 CHRISTI ABER GE
 BURT GESCHAH SO
 ALS MARIA, SEINE
 MUTTER VERLOBT
 DEM JOSEF WAR
 BEVOR SIE ZU
 SAMMENKAMEN
 FAND ES SICH
 DASS SIE SCHWANGER
 WAR VON DEM
 HEILIGEN GEIST.
 JOSEF ABER
 IHR MANN WAR
 GERECHT
 UND WOLLTE SIE NICHT
 IN SCHANDE BRINGEN
 WOLLTE SIE ABER
 HEIMLICH VERLASSEN

4. Macht und Zauber unter den Bedingungen der Gegenwart

Nachdem ich versucht habe ein klein wenig von dem zu vermitteln, was die Aura dieses Wortes und seiner geschriebenen Gestalt ausmacht, möchte ich danach fragen, was von diesen beiden Dimensionen, nämlich der Macht des Wortes und dem Zauber der Schrift unter den Bedingungen der Gegenwart zu sagen ist.

Da ist die eine Seite, in der es um die Verbreitung der Bibel geht. Seit der Entwicklung des stehenden Satzes, des „Stereotypdrucks“, ist die Produktion von Bibeln quantitativ ins Unermessliche angestiegen. Die sinkenden Kosten haben es möglich gemacht Bibeln zu unglaublich günstigen Preisen herzustellen und zu verkaufen. Dazu kommt die enorme Dynamik, was die Übersetzung der Bibel und ihre Verbreitung in immer neuen Sprachen anlangt. Beim Weltkongress der United Bible Societies 2016 wurden uns in Philadelphia staunenswerten Zahlen präsentiert:

Die vollständige Bibel kann derzeit in 563 Sprachen gelesen werden. Etwa 5,1 Milliarden Menschen haben damit laut UBS Zugang zu allen Texten des Alten und Neuen Testaments in ihrer Muttersprache. Das Neue Testament ist in weiteren 1.334 Sprachen übersetzt, zumindest einzelne biblische Schriften sind in 1.038 Sprachen übersetzt. Damit gibt es in 2.935 Sprachen mindestens ein Buch der Bibel. Sprachforscher gehen von weltweit rund 6.900 lebenden Sprachen aus. Neuübersetzungen und Revisionen für klassische Bibelsprachen bleiben wichtig, da sich Sprachen ständig weiterentwickeln. Mit der in 563 Sprachen vollständig übersetzten Bibel (Altes und Neues Testament) werden schätzungsweise 78 Prozent der Menschen weltweit in ihrer Muttersprache erreicht. Doch es ist noch viel Übersetzungsarbeit zu tun. Etwa 10 Prozent der Menschheit haben bislang lediglich das Neue Testament

und weitere 4 Prozent nur einzelne biblische Bücher in ihrer Sprache. Etwa 8 Prozent aller Menschen können keinen Teil der Bibel in ihrer Muttersprache lesen oder hören.

Neben der erfreulichen Verbreitung der Bibel gibt es gegenläufige Tendenzen, und diese betreffen vor allem die westliche Welt. Ich möchte drei Problemzonen ansprechen, um dann einen Ausblick zu versuchen.

Fundamentalkritik und Fundamentalismus

Für mein Empfinden gibt es in Bezug auf die Heilige Schrift zwei einander entgegengesetzte Tendenzen, die immer stärker auseinanderdriften, und eine zu schwache mittlere Position. Auf der einen Seite erleben wir seit der Aufklärung eine, vorwiegend im universitären Bereich angesiedelte Bibelwissenschaft, der grundlegende und von Gemeinde und Kirche weithin als selbstverständlich angesehene Annahmen abhandeln kommen.

Als Beispiel dafür möchte ich das lesenswerte Buch des Ägyptologen Jan Assmann anführen, der sich in diesem Zusammenhang nicht allzusehr von manchen seiner alttestamentlichen Kollegen unterscheidet. „Wie einfach“ – so schreibt er in seinem Buch Exodus. Die Revolution der Alten Welt – „stünden die Dinge, wenn es sich beim Buch Exodus um schlichte Geschichtsschreibung handelte und die hierin aufgezeichneten Ereignisse in ferner Vergangenheit wirklich passiert wären.“ Aber es gilt:

Diese Fragen nach der historischen Wirklichkeit führen ins Leere. Die biblischen Erzählungen sind in sich widersprüchlich und außerbiblische Quellen und Spuren haben sich kaum finden lassen. Der ‚historische Mose‘ ist in nichts zerfallen und ein Auszugsgeschehen lässt sich aus den Erzählungen nicht rekonstruieren. ... Aber damit ist zugleich auch gesagt, dass es das eine, entscheidende, alles wendende und gründende Großereignis, von dem das Buch Exodus erzählt, zumindest in dieser Form in der geschichtlichen Wirklichkeit nie gegeben hat.¹³

Tatsächlich ist es hochinteressant und anregend, was Jan Assmann an inhaltlichen Schlussfolgerungen seines Buches ausbreitet. Und dennoch stellt seine sympathische Deutung nicht weniger als eine Umkehrung des biblischen Zeugnisses dar. Eine Gottesgeschichte ohne das Handeln Gottes, eine Offenbarungsgeschichte ohne Offenbarung – zumindest in dem Sinn, wie sie Judentum und Christentum von jeher verstanden haben, nämlich als von Gott selbst ausgehende Initiative im Raum der Geschichte.

Diese Auffassung der biblischen Überlieferung ist zugleich ein Hinweis auf die geistesgeschichtliche Grundströmung, die das Christentum in eine geschichtslose Größe überführt, ihm damit aber auch eine entscheidende Grundlage entzieht. Weder Judentum noch Christentum sind mythische Religionen, für die der Raum der Geschichte bedeutungslos ist. Gerade das jüdische Credo „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägyptenland geführt hat“ ist ein Verweis auf die Geschichte, verknüpft die Identität Gottes mit seinem Handeln in der Geschichte – ebenso wie die Identität des Volkes. Erst recht gilt das für das Neue Testament. Je breiter man den Graben zwischen dem „historischen Jesus“ und dem „Christus des Glaubens“ macht, desto stärker sondert man den einen Jesus Christus ab von seiner

¹³ Jan Assmann, *Exodus. Die Revolution der Alten Welt*. München: C.H.Beck 2015, 53.55. So auch noch einmal am Ende: 389f.

konkreten geschichtlichen Erscheinung und macht ihn zu einem Konstrukt des Glaubens. Dadurch schiebt man aber den Glauben auf eine Ebene, die körperlos wird, auf der es keine Erdschwere mehr gibt, auch keine wirkliche Geschichte mehr, sondern nur mehr Geschichten. Wie ein solches Verständnis, sei es existential oder symbolisch oder sonst wie benannt, den Glauben an die Auferstehung und die eschatologische Dimension des Neuen Testaments verändert, liegt auf der Hand. Von unserer Themenstellung ausgehend kann man fragen, wohin uns denn nun in der Lektüre der Schrift die Macht der Worte und der Zauber der Schrift führt? Führt uns die Zeitreise, die durch Wort und Schrift möglich wird, nur mehr in die „Studierstube reflektierender und interpretierender Gelehrter“? Die Frage zu stellen, heißt die ihr inhärente Problematik zu erkennen.

Eine Reaktion auf solche Auffassungen ist die Strömung des Fundamentalismus. Sie hat zwar auch soziale und psychologische Dimensionen, aber eben auch theologische. Gegenüber einer Fundamentalkritik an den historischen Grundlagen der Bibel wird nun in Bezug auf diese ein fundamentalistisches Wahrheitskonzept vertreten, das ihre Geltung entschieden sichern soll. Alles und jedes in der Bibel ist wahr und zwar in jeder Hinsicht. So könnte man dieses Verständnis zugespitzt formulieren.

Die deutlichste und am weitesten verbreitete Stellungnahme von „bibeltreuer“ Seite ist dabei die Chicago Erklärung zur Irrtumslosigkeit der Bibel¹⁴. Diese Erklärung wurde 1977 als Frucht des International Council in Biblical Inerrancy erstellt und veröffentlicht. Zwar betonen die Verfasser, dass sie ihren Ausführungen nicht das Gewicht eines Glaubensbekenntnisses zumessen wollen und sie verwerfen auch die Auffassung, dass ein solches Bekenntnis zur Irrtumslosigkeit der Bibel heilsnotwendig sei, dennoch aber spielt die Frage nach der Bibeltreue eine überragende Rolle und werden die von ihnen gezogenen Grenzen in der Praxis durchaus überschritten.

Die wechselseitigen Wahrnehmungen in Bezug auf diesen Punkt lassen erkennen, wie tief die Trennungen an diesem Punkt sind: Die einen werden als die nicht wirklich Gläubigen angesehen, die anderen als fundamentalistische Ignoranten. Ich glaube, dass beide Seiten gut daran täten, einander zuzuhören, aufeinander zu achten und voneinander zu lernen, – denn das erscheint mir notwendig.

Ich wende mich zuerst der Chicago Erklärung zu. In fünf zusammenfassenden Punkten (*a short statement*) und 19 Artikeln, die durch die Struktur „wir bekennen/wir verwerfen“ gekennzeichnet sind, breiten die Verfasser ihren Standpunkt aus. Ich beginne mit dem ersten Satz der Zusammenfassung: „1. Gott, der selbst die Wahrheit ist und nur die Wahrheit spricht, hat die Heilige Schrift inspiriert, um sich damit selbst der verlorenen Menschheit durch Jesus Christus als Schöpfer und Herr, Erlöser und Richter zu offenbaren. Die Heilige Schrift ist Gottes Zeugnis von seiner eigenen Person.“

Was sind die fundamentalen Probleme dieser Erklärung? Zum einen, dass eine Verschiebung innerhalb des Bekenntnisses stattfindet. Ich würde es, zugegebenermaßen zugespitzt, so charakterisieren: Die Bibel bekommt eine Qualität zugesprochen, eine Würde, die sie beinahe in den Rang einer Hypostase erhebt. Sie rückt, als Heilige Schrift, ebenbürtig neben

¹⁴ Ich benutze an dieser Stelle das Internet als Quelle. Die englische Originalfassung der Erklärung entnehme ich: <http://faith.propadeutic.com/chicago.html>. Die deutsche Fassung entnehme ich der Ausgabe: Die Chicago Erklärung zur Irrtumslosigkeit der Bibel. Bibelbund-Verlag 2003.

Christus selbst. Damit entsteht eine merkwürdige In-Eins-Setzung: zwischen Christus und der Schrift kann genausowenig unterschieden werden wie zwischen Gott und der Schrift. Damit hat man aber der Heiligen Schrift eine hoch problematische Stellung zugewiesen.

Problematisch daran ist, auch hier formuliere ich bewusst provokant, die Versuchung auf methodischem Wege die Zuverlässigkeit des Glaubens zu sichern. Und das auf eine Art und Weise, dass unter der Hand nicht mehr der Glaube im Sinne des Vertrauens und des Wagnisses entscheidend ist, sondern das „Wissen“, die dogmatische Fixierung auf Begriffe wie Irrtumslosigkeit und Unfehlbarkeit. Die Intention, nämlich etwas zu gewinnen, das unverrückbar feststeht, das gültig und wahr ist, bei dem kein Irrtum möglich ist – diese Intention, diese Sehnsucht ist verständlich, aber sie entspringt und zielt auf ein Bedürfnis nach Sicherheit, das so nicht zu haben ist. Und zwar nicht aus philosophischen, sondern aus theologischen Erwägungen heraus. Gott hat in seiner Geschichte mit den Menschen immer auf das Vertrauen des Menschen gezielt. Auf den Glauben. Einen Glauben, der nicht aus dem Schauen auf Tatsachen lebte, sondern aus dem Wagnis sein Vertrauen auf einen Gott zu setzen, der nicht einfach da und verfügbar ist.

Und Gottes Offenbarung war nie eindeutig und unwiderlegbar. Immer hat sie sich in der Zweideutigkeit der Welt ereignet, immer war sie so, aber auch anders interpretierbar. Immer war es so, dass für die einen das Brausen des Himmels und die Ekstase der Apostel eine Erscheinung des Heiligen Geistes, für die anderen ein Windstoß und die Wirkung des süßen Weines war. In einer zweideutigen Welt offenbart sich Gott so, dass er den Glauben und das Vertrauen sucht. Es geht hier eminent um ein Wirken Gottes, das dem Menschen die Freiheit belässt und ihn nicht zum überwältigten Nervenbündel degradiert. Und deshalb ist es ein Fehler, das Bedürfnis nach Sicherheit nun auf die Ur-kunde der Offenbarung, nämlich die Heilige Schrift zu übertragen, und zu sagen: hier haben wir es nun, hier ist der feste, unfehlbare Boden, auf dem wir stehen. Die Heilige Schrift ist ein Wunder, aber sie enthebt uns nicht des Glaubens.

Zum anderen: Wir unterscheiden in der Theologie ganz klar zwischen Gott und seinem Werk. Wir sagen: Der Schöpfer ist das eine, das Geschöpf etwas anderes. Die Heilige Schrift nun ist, wenn man es so sagen will, Werk Gottes. Er hat dieses Werk hervorgebracht und es ist wunderbar. Aber wir dürfen nicht den fatalen Fehler machen, Geschöpf und Schöpfer in eins zu setzen.

Zwar vollzieht die Chicago Erklärung diesen Schritt nicht, aber sie kommt ihm gefährlich nahe. Wenn im ersten Satz der Zusammenfassung gesagt wird, „Gott (...) hat die Heilige Schrift inspiriert, um sich damit selbst der verlorenen Menschheit durch Jesus Christus (...) zu offenbaren“, so tritt damit eine Verschiebung ein. Wir glauben nämlich, dass Gott sich in Christus offenbart hat. Das Neue Testament bezeugt diese Offenbarung, aber es ist nicht selbst die Offenbarung. Bildlich gesprochen haben wir es mit der Funktion Johannes des Täuflers zu tun: er weist auf Christus hin, er ist aber nicht Christus. Zwischen Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, der zweiten Person der Trinität, und dem Zeugnis von diesem Christus besteht eine Differenz, ist zu unterscheiden. Wer diese Unterscheidung aufheben will, der macht sich streng gesprochen des Götzendienstes schuldig. Wenn die Chicago Erklärung im Kommentar formuliert: „Die Autorität von Christus und die Autorität der Bibel sind eins“ (16), bzw. „Was die Bibel sagt, sagt Gott, ihre Autorität ist seine Autorität“ (15), dann halte ich das für einen folgenschweren Irrtum.

Der Versuch, der Heiligen Schrift Irrtumslosigkeit zuzusprechen, bewegt sich auf derselben Ebene, wenn die katholische Kirche dem Papst (wenn er *ex cathedra* spricht) Unfehlbarkeit zuspricht. Ich behaupte, dass bei allen Unterschieden im Einzelnen das Grundproblem dasselbe ist: Beide Male wird einem Geschöpf zugesprochen, was nur dem Schöpfer zustehen kann. Dem Papst wird die Unfehlbarkeit als dem Haupt der Kirche zugesprochen. Und die Kirche ist nicht gering zu achten. Sie ist ein Wunder. Und sie ist Schöpfung Gottes. Er ruft sie ins Dasein. Es ist also auch hier zu unterscheiden zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer.

Analog gilt dieser Sachverhalt auch von der Heiligen Schrift. Sie ist, und das glauben wir, Werk Gottes, Frucht seines Wirkens. Als solches aber ist sie auf der geschöpflichen Ebene anzusiedeln und nicht mit dem Schöpfer gleichzusetzen.

Erschreckend ist, dass beide, Fundamentalismus und Fundamentalkritik, sich darin treffen, dass sie die Macht des Wortes und den Zauber der Schrift untergraben. Einmal darin, dass die „Zeitreise“ nicht mehr weiter führt als zu menschlichen Konstrukten, und andererseits darin, dass aus dem Geheimnis der Schrift, dem Zauber, der sich nur dem Glauben erschließt, ein starres und erstarrtes Gefüge wird, das vom Menschen Unterwerfung verlangt und dass der lebendige Geist zum toten Buchstaben mutiert.

Ich habe von der Gefährdung der Macht des Wortes gesprochen. Aber ist das nun eine pessimistische Aussicht? Ich glaube sehr wohl, dass wir verstärkt auf Zeiten der inneren Auseinandersetzung zugehen werden, Auseinandersetzungen, die sich quer durch die Konfessionen ziehen werden – wie es jetzt auch schon der Fall ist. Aber was mir Zuversicht und Gelassenheit gibt, das ist ein Satz, den ich immer wieder als Motto in alten Schriften und auch in Kirchen finde: *VERBUM DEI MANET IN AETERNUM* – Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit (Jesaja 40,8). Das ist die beglückende Erfahrung, dass dieses Wort die Zeiten überdauert. Wenn die Moden und Torheiten der Zeiten längst vergangen sind, ist es immer noch da und entfaltet immer noch seine Wirkung.

Ehrfurchtlosigkeit und Zersplitterung

Ein zweites kritisches Phänomen, das ich benenne möchte, hat nun bei weitem nicht die Bedeutung wie das vorher genannte, ist aber doch auffällig und zwar gerade im protestantischen Raum. Es hat mit der mangelnden Ehrfurcht zu tun, oder wenn ich es profaner formuliere, mit dem mangelnden Bewusstsein für die Wirkung von Inszenierung und Bildsprache.

Ein Beispiel: Im sonntäglichen Gottesdienst kommen wir an die Stelle der Evangelienlesung. Derjenige, der dafür bestimmt worden ist, geht nach vorne zum Mikrofon. Die große Altarbibel bleibt, wo sie ist (sie wird im ganzen Gottesdienst kein einziges Mal benützt). Der Lektor hat ein A4-Blatt in der Hand, das er aus dem Sakko gezogen hat, entfaltet es, und beginnt: Wir hören die Lesung aus dem Lukas-Evangelium ... Manchmal, wenn ich diese Geschichte in meiner Kirche erzähle, schauen mich meine Geschwister an dieser Stelle an und warten auf die Pointe – und das ist dann auch eine Pointe!

Wenn wir vom Wort Gottes reden, dann sollten wir auch seine Leiblichkeit ehren, seine konkrete Gestalt. Und wir sollten es in eine Gestalt fassen, die dem entspricht, was wir von ihm behaupten. Ich sehe heute ein ästhetisches Defizit, wo es um die Gestaltung von Typographie, Seitenlayout und die Verbindung von Wort und Bild geht. Mangelnde Kreativität

also nicht in Bezug auf die Übersetzungen, sondern auf die „leibliche“ Gestalt der Bibel – es fehlt vielfach die eigene gestalterische Kraft.

Das dritte kritische Phänomen ist eines, das in dieser Stärke wiederum mehr den protestantischen Raum betrifft als den katholischen, das aber auch in diesem nicht unbekannt ist, nämlich die Vielzahl der Übersetzungen der Bibel in den letzten 40-50 Jahren. Wo sehe ich hier ein Problem? Begeben wir uns in die Zeit um 400 n.Chr. und hören wir Augustinus, wie er Hieronymus, dem großen Bibelübersetzer, gegenüber klagt:

Ein Bischof, einer unserer Brüder, hatte in der von ihm geleiteten Gemeinde eingeführt, bei den Lesungen Deine Übersetzung zu benutzen. Da erregte eine Stelle beim Propheten Jona Aufsehen, die bei Dir ganz anders lautet, als alle sie von jeher im Gedächtnis hatten und sie Generation für Generation vorgetragen worden war. Es kam zu einem solchen Aufruhr unter den Leuten, wobei besonders die Griechen den Vorwurf der Fälschung erhoben, dass der Bischof sich gezwungen sah ... eine Stellungnahme bei den Juden einzuholen. ... Kurzum: Der Mann sah sich gezwungen, den angeblichen Fehler zu korrigieren, wenn er nach einem so riskanten Vorfall nicht ohne Gemeinde dastehen wollte.¹⁵

Einerseits gibt es also damals das Bestreben, den Text genauer zu übersetzen, und andererseits gibt es eine Übersetzung, die gleichsam als geheiligt gilt, und die zu ändern starke Emotionen auslöst. Es muss deutlich sein, dass beide Dimensionen für die Frage relevant sind, welche Bibelübersetzung zu benutzen ist. Denn, und das geht aus dem Zitat des Augustinus deutlich hervor, die Frage nach der Verwendung der („richtigen“ oder „gültigen“) Bibelübersetzung ist keineswegs eine Frage, die nur individuellen und privaten Charakter hat. Es geht um die Verwendung im Gottesdienst und damit hängt die Frage zusammen, ob es nicht gut und notwendig ist für eine Kirche, wenn es eine Bibelübersetzung gibt, die ein einigendes Band darstellt.

Eine Vielfalt von Übersetzungen ist ohne Zweifel ein intellektueller Stimulus, aber eine zu starke Pluralisierung und Individualisierung schwächt die Gemeinschaft der Kirche an einer wichtigen Stelle. D.h., es muss so etwas wie eine „Leitübersetzung“ geben. Diese wird im Gottesdienst verwendet, für die Lesungen. Dadurch ist das Wiedererkennen und die gemeinsame Grundlage gewährleistet – solange diese Leitübersetzung nicht auf den Gottesdienst beschränkt ist, sondern auch im alltäglichen Leben der Gemeinde breite Verwendung findet.

5. Luther: Die Heilige Schrift als Unruhefaktor

Schließen aber möchte ich diesen Vortrag von der Macht der Worte und dem Zauber der Schrift mit einem konkreten Beispiel. Es gibt in der Kirchengeschichte viele Beispiele, die genau diese Wirksamkeit bezeugen. Ich erlaube mir, eines aus meiner Tradition anzuführen.

Im Vorwort zum ersten Band der gesammelten lateinischen Schriften des Reformators, der großen Wittenberger Ausgabe von 1545, gibt Martin Luther einen Abriss davon, wie es zu den Ereignissen gekommen ist, die wir heute als Reformation bezeichnen. Er berichtet von den Auseinandersetzungen um den Ablass und kommt dann auf eine für ihn zentrale Erkenntnis zu sprechen. Eine Erkenntnis, die sich nicht in der intellektuellen Qualität erschöpft, sondern

¹⁵ Augustinus, Brief 71,3. Augustinus – Hieronymus, Epistulae mutuae /Briefwechsel, Erster Teilband, Übersetzt und eingeleitet von Alfons Fürst, Turnhout: Brepols 2002, Fontes Christiani 41/1, 165.

eine Erkenntnis, die existentielle Bedeutung für ihn hat. Sie verändert nicht nur seine Sicht des Glaubens, sie verändert seinen Glauben. Sie wird darin zur grundlegenden Erfahrung, die sein Leben und Wirken prägt. Und sie wird in der Folge ein theologisches Kriterium zur Unterscheidung von wahr und falsch.

Seine Erinnerung führt ihn in die Zeit, in der er als Professor an der Universität seinen Studenten die Bibel auslegt. Die zweite Psalmenvorlesung datiert in die Jahre von 1519 bis 1521, die Auslegung des Römerbriefes in das Jahr 1515/16.

Unterdessen war ich in diesem Jahre von neuem daran gegangen, den Psalter auszulegen. Ich vertraute darauf, geübt zu sein, nachdem ich die Briefe des Paulus an die Römer, an die Galater und an die Hebräer in Vorlesungen behandelt hatte. Mit außerordentlicher Leidenschaft war ich davon besessen, Paulus im Brief an die Römer kennenzulernen. Nicht die Herzenskälte, sondern ein einziges Wort im ersten Kapitel (V. 17) war mir bisher dabei im Wege: „Die Gerechtigkeit Gottes wird darin (im Evangelium) offenbart.“ Ich haßte nämlich dieses Wort „Gerechtigkeit Gottes“, weil ich durch den Brauch und die Gewohnheit aller Lehrer unterwiesen war, es philosophisch von der formalen oder aktiven Gerechtigkeit (wie sie es nennen) zu verstehen, nach welcher Gott gerecht ist und die Sünder und Ungerechten straft.

Ich konnte den gerechten, die Sünder strafenden Gott nicht lieben, im Gegenteil, ich hasste ihn sogar. Wenn ich auch als Mönch untadelig lebte, fühlte ich mich vor Gott doch als Sünder, und mein Gewissen quälte mich sehr. Ich wagte nicht zu hoffen, dass ich Gott durch meine Genugtuung versöhnen könnte. Und wenn ich mich auch nicht in Lästerung gegen Gott empörte, so murrte ich doch heimlich gewaltig gegen ihn: Als ob es noch nicht genug wäre, dass die elenden und durch die Erbsünde ewig verlorenen Sünder durch das Gesetz des Dekalogs mit jeder Art von Unglück beladen sind – musste denn Gott auch noch durch das Evangelium Jammer auf Jammer häufen und uns auch durch das Evangelium seine Gerechtigkeit und seinen Zorn androhen?

So wütete ich wild und mit verwirrtem Gewissen, jedoch klopfte ich rücksichtslos bei Paulus an dieser Stelle an; ich düstete glühend zu wissen, was Paulus wolle. Da erbarmte sich Gott meiner. Tag und Nacht war ich in tiefe Gedanken versunken, bis ich endlich den Zusammenhang der Worte beachtete: „Die Gerechtigkeit Gottes wird in ihm (im Evangelium) offenbart, wie geschrieben steht: Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes als eine solche zu verstehen, durch welche der Gerechte als durch Gottes Gabe lebt, nämlich aus dem Glauben. Ich fing an zu begreifen, dass dies der Sinn sei: durch das Evangelium wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart, nämlich die passive, durch welche uns der barmherzige Gott durch den Glauben rechtfertigt, wie geschrieben steht: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“

Da fühlte ich mich wie ganz und gar neu geboren, und durch offene Tore trat ich in das Paradies selbst ein. Da zeigte mir die ganze Schrift ein völlig anderes Gesicht. Ich ging die Schrift durch, soweit ich sie im Gedächtnis hatte, und fand auch bei anderen Worten das gleiche, z.B.: „Werk Gottes“ bedeutet das Werk, welches Gott in uns wirkt; „Kraft Gottes“ – durch welche er uns kräftig macht; „Weisheit Gottes“ – durch welche er uns weise macht. Das gleiche gilt für „Stärke Gottes“, „Heil Gottes“, „Ehre Gottes“.

Mit so großem Hass, wie ich zuvor das Wort „Gerechtigkeit Gottes“ gehasst hatte, mit so großer Liebe hielt ich jetzt dies Wort als das allerliebste hoch. So ist mir diese Stelle des Paulus in der Tat die Pforte des Paradieses gewesen¹⁶.

¹⁶ Martin Luther: Vorrede zu Band I der lateinischen Schriften der Wittenberger Luther-Ausgabe (erste Ausgabe: 1545). Lateinischer Text: Tomus Primus Omnium Operum, Jena 1579, Praefatio.